

OTTO FLAKE:

IM SPIEGEL

Als Thomas Mann im Sommer den Vorschlag zurückzukehren mit einem ablehnenden Brief beantwortete, kam zum ersten Mal nach dem Waffenstillstand etwas wie eine öffentliche Meinung zustande — zum mindesten beschäftigte eine Frage, die sich nicht auf die materiellen oder politischen Nöte bezog, in allen Zonen die Zeitungsleser.

Das Echo drang nach Amerika: zu Neujahr ging Thomas Mann in einer Rundfunkrede darauf ein. Er bleibt dabei, Deutschland nicht wiedersehen zu wollen, und betrachtet das als sein gutes Recht. Man vertrieb ihn, er gewann diesem Zwang den Sinn einer Schicksalsfügung ab und wünscht nun, nicht nochmals ein neues Kapitel zu beginnen, nicht ewig umdeuten zu müssen.

Hätte er sich damit begnügt, das festzusetzen, so wäre nichts einzuwenden. Verständlich ist auch seine Überlegung, daß er in Deutschland sich vielleicht veranlaßt sehe, Kritik an der Politik derselben Verbündeten zu üben, die ihm Gastfreundschaft gewährten. Takt ist immer Angelegenheit der privaten Person.

Leider geht Mann wieder dazu über, das Private aus dem Grundsätzlichen abzuleiten, und von den Erwiderungen, die aus den Reihen der deutschen Autoren kamen, zu sagen, sie seien „zum Zweck der Selbstempfehlung, der Glorifizierung des eigenen Heldenmutes“ verfaßt.

Das ist eine Unterstellung, die beleidigt. Wir haben ihm schließlich nur zu bedenken gegeben, daß eine Anzahl deutscher Schriftsteller sich nichts vergab; daß sie die Traditionswerte hütete; daß dank dieser Haltung der Zusammenhang gewahrt worden ist.

Thomas Mann spricht seinen Gefährten das Recht, mitzureden, ab und wirft ihnen den Entschluß, nicht auszuwandern, weiter vor. Hier scheiden sich die Geister. Er wird mit seiner These, nur er habe richtig gehandelt, nicht durchdringen; die zu Hause haben auf die Dauer die bessere Position.

Es ist undenkbar, daß in fünfzig Jahren die Literaturgeschichte uns tadelt, weil wir ausbleiben. Sie wird Thomas Mann nur zugestehen, daß er zwei Rechte hatte: erstens das Exil zu wählen, und zweitens diese subjektive Lösung mit subjektiven Gründen zu verteidigen.

Ruhig gesehn, gibt es in der Geschichte eines Volkes glückliche und unglückliche Zeiten, weiter nichts; das Volk selbst verschwindet nicht. Mann fragt wo denn Deutschland sei, wenn er zurückkehrend danach suche — in welcher Zone der gevierteilten Nation. Alles Nationale sei längst Provinz geworden, erklärt er in der gleichen Neujahrsansprache. „Mein deutsches Erbe habe ich mitgenommen; man gönne mir mein Weltdeutschtum.“

dorf zu denken. Es gibt andere: der vernünftigen Bürgerlichkeit, der Verwaltung, des Aufbaus, der Forschung, der Künste, des Geistes und allgemein der Entkrampfung, die uns so bitter nötig ist.

Noch stoßen wir allenthalben auf Nörgelei, auf Unlust, auf Skepsis und Pessimismus, auf eine eigentümlich deutsche Seelenverfassung, die nicht zum Ruhme gereicht. Wenn sich, wie bald schon, der Friede von Münster und Osnabrück fährt, sehen wir auf drei Jahrhunderte Fürsten-, Beamten-, Soldatenstaat zurück. Diese Einrichtungen haben dem deutschen Charakter nicht wohl getan. Gängelung, Lenkung, Befehlsausgabe, Gehorchen, Strammheit und Dienen umschreiben diese Mentalität.

Von ihr befreit, sieht sich der Deutsche nach einer neuen um, findet sie nicht im Schlaf, bedauert die Sicherheit der alten und verhält sich gegen die Möglichkeit, frei zu werden, negativ. Die gewohnten Anschauungsformen sind ihm zerschlagen. Für die beste seiner praktischen Eigenschaften, die Arbeitslust, das Anfassen und Organisieren, ist vorerst schlechte Zeit. Über die ethischen, die humanitären Werte, einschließlich der sogenannten demokratischen, auf Selbstbestimmung bezogenen, wurde ihm so viel Ironisches erzählt, daß er tatsächlich glaubt, sie seien nur Trug und dienen dem Stimmenfang.

Es ist schon lange her, daß er im Humor etwas spezifisch Deutsches sah. Der Sinn für den Humor kam ihm abhanden; Strammheit verträgt sich nicht mit ihm. Humor und Gelassenheit gehören zusammen; Gelassenheit gelangte seit 1870 mehr und mehr in Verruf.

Duldsamkeit, Überlegenheit, Heiterkeit, Liberalität — dieser ganze Komplex von Haltungen, die unter sich verwandt sind, erstarrte in ihm, starb geradezu ab. Clemenceau war der Deutsche unheimlich; er ermangele der Lebensfreude, er unterstelle sich dem Tod.

Papstworte an uns / Der Papst zum deutschen Volk

Die nach der geistigen wie sittlich-religiösen Seite hin hervorragenden Vertreter des Papsttums in unserem Jahrhundert ließen eine ganze Welt aufhorchen, wenn sie gesprochen haben. Wir dürften nun nach den vergangenen Jahren, ja wir sollen wieder Papstgedanken hören. So stammt aus jüngster Zeit ein Schreiben von Pius XII., das er unterm 1. November 1945 auf die Ergebnheitsadresse der in Fulda vereinten deutschen Bischöfe an diese gerichtet hat. Die wichtigsten Gedanken seien hier in kurzer Übersicht genannt.

Kampf gegen die Irrlehren

Der Papst erwähnt zunächst den unermüdlichen Kampf seines Mecht im Kampf gegen

Das seelische Trümmerteld entspricht dem äußeren, das die Städte bieten. Aber während in den Städten nur Schutt hinwegzuräumen ist, besteht das innere Problem darin, die Weltanschauung in neue Bahnen zu lenken, die Lehre vom Wert des Menschen von Grund auf umzuändern.

In einer Stadt wie Baden-Baden, wo die Villen noch stehn, hat man doch oft den Eindruck, daß die Leute noch nicht begriffen haben, welches Ausmaß die Katastrophe besitzt. Sie meinen, man könne morgen da anknüpfen, wo gestern aufgehört worden ist.

Ich erhielt einen Brief, der mich belehrte, 1945 sei ein 1806 und wie damals Preußen sich „von seinem tiefsten Fall“ erholt habe, so sei jetzt Deutschland dieselbe Aufgabe gesetzt. In Wahrheit holt dieser Mann aus den Ruinenhaufen die alten verborgenen Ideen hervor und glaubt, ein noch unbekannter Siegfried klopfe sie mit ein paar Hammerschlägen wieder zurecht. Man komme uns nicht mehr mit Preußen; Preußen ist nur noch Schrott.

In der englischen Zone haben deutsche Schulmänner beschlossen, am ersten Januar 1946 zur Kleinschreibung der Hauptwörter, der Substantiva, überzugehen.

Das ist an sich eine Forderung, die sich vertreten läßt, wenn man die sogenannte deutsche Schrift mit der sogenannten lateinischen, die Fraktur mit der Antiqua vertauscht.

Gleichwohl ist jener Entschluß nicht richtig. Man setzt eine solche Neuerung nicht nur für eine Zone fest. Die Herren Schulmänner hätten sich sagen sollen, daß die Zustimmung aller Gebiete deutscher Zunge nötig sei. In dieser Frage haben auch Österreich und die Schweiz Anspruch darauf, gehört zu werden.

Man hätte warten müssen, bis die Frage der Rechtschreibung sich einer interzonalen Konferenz vorlegen läßt. Die Schrift gehört zu den nationalen Angelegenheiten. Ein Protest ist angebracht, wenn eine Gelegenheit, auf einwandfreie Weise zu betonen, daß Deutschland noch immer eine geistige Einheit sein vernachlässigt wird.

christlicher sind. Wir haben außerdem wegen der Verletzung von Verträgen, die in voller Freiheit abgeschlossen worden waren, Klage erhoben und pflichtgemäßen Protest eingelegt. Und als alle irdischen Mittel nichts mehr fruchteten, da haben Wir gemeinsam mit euch den allbarmherzigen Gott mit Gebeten bestürmt, daß er doch in seiner Güte diese traurigen Zustände bald ein Ende bereite möge.“

Anerkennung deutscher Haltung

Dann findet Pius XII. freudige Worte der Anerkennung über die mutige Haltung des deutschen Episkopates und so mancher Einzelne die oft unter größten persönlichen und

„Mein deutsches Erbe habe ich mitgenommen; man gönne mir mein Weltdeutschtum.“

Was ist vernünftigerweise ein Weltdeutscher? Doch nur ein Mann, der aus irgendwelchen Gründen draußen lebt, innerlich aber die Verbindung mit dem Geist der Nation nicht löst. Das wiederum setzt voraus, daß die Nation als sichtbare, bodenständige und damit zuletzt politische Einheit da ist — ein Gebilde, auf das man zurückgreifen kann, das nicht unbestimmbar bloß als geistige Vorstellung besteht.

Der Weltdeutsche wird immer nur ein Außenposten, die Nation das Wesentliche, Schoß und Quelle sein. Sollte sich eines Tages der Begriff der Nation verflüchten, sollten die Unterschiede zwischen den örtlichen Formungen, die wir Völker nennen, nebensächlich werden, dann kann auch der Deutsche im Allgemeinen aufgehen, ob es der Europäer oder der Weltbürger sei.

Aber bis dahin verbietet sich die Voreiligkeit, auf die Nation zu verzichten und sie als provinzielles Ereignis abzutun. Die Sieger haben ausdrücklich anerkannt, daß sie zwar gegen die Idee Preußen, nicht aber gegen die Idee Deutschland Krieg führen wollten — nicht gegen das deutsche Volk. Wie wir wieder Parteien gründen werden, so wird uns auch die Frage beschäftigen, welche föderalistische Form den sich bereits abhebenden Ländern innerhalb der deutschen Grenzen zu bewilligen ist.

Schon das beweist, daß es nach wie vor einen deutschen Block geben wird, der Weltdeutsche hingegen nur eine Variante des gemeinsamen Themas bedeuten kann.

*

Viele waren überwunden mit ihrem Volk, als es in der Maienblüte seiner Überheblichkeit stand; als es Ost und West, Europa und den Rest nach seinen Plänen, nach denen einer, an die Führung gelangten Partei, zu ordnen unternahm.

Wie Könige, Machthaber, Große, Klassen, Stände erst dann menschlich ansprechen, wenn sie entthront worden sind, so hält, wer unabhängig denkt, zu seinem Volk am ehesten und bereitwilligsten, wenn es in Not, Elend, Leid geraten ist. Der Mensch wirkt unaussetzlich, solange der Erfolg ihm winkt. Die Besseren verharren während dieser Zeit im Zustand des Vorbehalts. In der Nähe haßt man leicht das Lebewesen Mensch und sein Gebilde, auf Abstand liebt man sie.

Naheliebt treibt manchen fort, Fernliebe bindet ihn. Geht es denen in der Heimat schlecht, so kehrt man mit den Gefühlen, mit der Zustimmung zurück. Diese Einsicht ist es recht eigentlich, die man von Thomas Mann erwartet hat: Thomas Mann versagt, zum Schaden des Bildes, das man von ihm besaß.

Mit Schauern überlegt man, wie Deutschland geworden wäre, hätte der Nationalsozialismus gesiegt. Eine Vorstellung des Schreckens ist von uns genommen — eine durchaus positive Vorstellung tritt an ihre Stelle, die der Befreiung, und verleiht neue Energie, neuen Mut.

Man braucht, wenn die Zukunft Deutschlands zur Frage steht, nicht nur in den Kationen der Boon, Treitschke, Helfferich, Luden-

sprechen lassen. Wir können nur auf die vergangenen Jahren, ja wir sollen wieder Papstgedanken hören. So stammt aus jüngster Zeit ein Schreiben von Pius XII., das er unterm 1. November 1945 auf die Ergebnisadresse der in Fulda vereinten deutschen Bischöfe an diese gerichtet hat. Die wichtigsten Gedanken seien hier in kurzer Übersicht genannt.

Kampf gegen die Irrlehren

Der Papst erwähnt zunächst den unermüdlischen Einsatz seiner Macht im Kampf gegen die verderblichen Ideen des einstigen Dritten Reiches. „Als in den vergangenen Jahren die katholische Kirche in Deutschland in überaus heimtückischer und heftiger Weise bekämpft wurde, da haben unsere Vorgänger und Wir selbst nichts unterlassen, um euch zu helfen, soweit es in unserer Macht gestanden. In diesem Bestreben haben Wir die falschen Lehren verworfen, die in den öffentlichen Gesetzen und Einrichtungen eures Volkes so großen Einfluß gewonnen haben, und forderten an deren Stelle Normen, die menschlicher und

fruchteten, da haben Wir gemeinsam mit euch den allbarmherzigen Gott mit Gebeten bestürmt, daß er doch in seiner Güte diese traurigen Zustände bald ein Ende bereite möge.“

Anerkennung deutscher Haltung

Dann findet Pius XII. freudige Worte der Anerkennung über die mutige Haltung des deutschen Episkopates und so mancher Einzelnen, die oft unter größten persönlichen und familiären Opfern ihrer christlichen wie deutschen Überzeugung treu geblieben sind. „Wir wußten sehr wohl — dies sei hier öffentlich zu euerem Lobe festgestellt — daß ihr den ungesunden Lehren und Methoden des zügellosen Nationalsozialismus mit voller Überzeugung widerstanden habt und entgegengetreten seid und daß ihr dabei den besseren Teil eures Volkes auf eurer Seite hattet. Daher muß man mit gerechter Abwägung und großer Vorsicht zu Werke gehen, damit nicht mit den Schuldigen auch Unschuldige bestra-

Wie fülle ich den Volkszählungsfragebogen aus

In diesen Tagen gelangt der Fragebogen, der bei der bevorstehenden Volkszählung auszufüllen ist, zur Verteilung. Es wird daher interessieren über einige weitere Gesichtspunkte, die bei der Ausfüllung berücksichtigt werden müssen, Näheres zu erfahren.

Zunächst ist grundsätzlich zu sagen, daß zwei Fragebogen zur Austeilung gelangen, ein weißer und ein roter Fragebogen. Der weiße Fragebogen ist von allen Personen männlichen und weiblichen Geschlechts, die am 1. 1. 1946 über 18 Jahre alt werden, auszufüllen, der rote Fragebogen von allen Personen männlichen und weiblichen Geschlechts, die an diesem Tage noch nicht 18 Jahre alt waren. Bei der Ausfüllung des Fragebogens ist folgendes zu berücksichtigen:

1. Der Fragebogen ist mit Tinte auszufüllen, möglichst in lateinischer Schrift.

2. Es bestehen grundsätzlich keine Bedenken dagegen, daß für den zur Ausfüllung Verpflichteten ein anderer diese Arbeit übernimmt: z. B. der Mann für die Frau und umgekehrt. Derjenige, der zur Ausfüllung verpflichtet ist, muß aber wenigstens eigenhändig unterschreiben. Eine Ausnahme hiervon ist nur zulässig, wenn ein Fragebogen von einer anderen Person (z. B. von einem Verwandten oder dem Zähler) in Vertretung von jemand ausgefüllt wird, der sich am Stichtag außerhalb der französischen Besatzungszone befindet.

3. Die Zahlen, die den Text tragen (z. T. auch am Rand) im Kleindruck vorangesetzt sind, dienen lediglich rein statistischen Zwecken, brauchen also vom Ausfüller nicht beachtet werden.

4. Zur Frage 7 (Schulbesuch) des Fragebogens für Jugendliche sei erwähnt, daß dort wo die Schulen den Unterricht am Stichtag noch nicht aufgenommen haben, die Schulart zu unterstreichen ist, die voraussichtlich bei Wiedereröffnung besucht wird.

5. Zur Frage 9 (Beruf) des Fragebogens für Jugendliche bezw. zu den Fragen 7 und 8 des Fragebogens für Erwachsene ist folgendes zu berücksichtigen:

Diese Frage ist wie bei ihrer Durchsicht ersichtlich wird, eine Doppelfrage. Bei der Beantwortung ist entweder bei Berufstätigkeit die zutreffende Berufsgruppe zu unterstreichen, oder es ist bei Fehlen der Berufstätigkeit der Grund durch Unterstreichen

anzugeben. Keinesfalls darf beides gleichzeitig getan werden.

Zur Gruppe „Nahrungsmittel“ ist auch die Tabakindustrie zu rechnen.

Bauernfrauen, die — etwa in Vertretung ihres in Gefangenschaft befindlichen Mannes — in größerem Umfang in der Landwirtschaft tätig sind, unterstreichen die Berufsgruppe „Landwirtschaft“. Sie bezeichnen sich also nicht als „nicht berufstätig“ und somit nicht als „Hausfrau“.

Selbständige Gastwirte, Hoteliers usw. unterstreichen die Berufsgruppe „Gaststätten- und Beherbergungsgewerbe“ ebenso wie die Angestellten dieser Berufsgruppe und die Hausangestellten.

Die Antwort „sonstige öffentliche Verwaltung“ ist nur dann zu unterstreichen, wenn wirklich ein Beamtenverhältnis im öffentlich-rechtlichen Sinne vorliegt. Diese Antwort ist andererseits aber von allen im Beamtenverhältnis stehenden Personen, also auch von Lehrern im öffentlichen Schuldienst zu unterstreichen.

Die Sammelgruppe „sonstige Berufe“ ist nur dann zu unterstreichen, wenn der Befragte seine Tätigkeit auch nicht annähernd in einer der genaueren umrissenen Berufsgruppen (I bis 29) einordnen kann.

Entlassene Beamte, die am 1. 1. 1946 kein Beruf ausübten, geben sich an als nicht berufstätig „infolge Arbeitslosigkeit“. Hingegen gehören suspendierte Beamte noch zu einer der Berufsgruppen „Post- und Telegrafendienste“ oder „sonstige öffentliche Verwaltung“.

6. Zur Frage 9 nach der Stellung im Beruf gilt das Folgende:

a) Abgrenzung der Gruppe „Beamter im öffentlichen Dienst“. Bei vielen Personen, ungenau „als Beamte“ bezeichnet werden, liegt tatsächlich ein ganz anders geartetes privatrechtliches Angestelltenverhältnis vor. Deshalb haben Bank-„Beamte“ von Privatbanken und Versicherungs-„Beamte“ von Privatversicherungen die Antwort „Angestellter“ zu unterstreichen. Das gleiche gilt auch für die Angestellten öffentlicher Verwaltung.

b) Ehefrauen, die vorübergehend (z. B. wegen Abwesenheit des Mannes in Kriegsgefangenschaft) die Arbeiten ihres Mannes ausführen, unterstreichen die Antwort „mithelfender Familienangehöriger“ auch dann, wenn sie ganztätig tätig sind. (Nicht also die A-

OTTO FLAKE:

IM SPIEGEL

„Stellen Sie sich einen kleinen Raum mit niedriger Decke und geweißten Wänden vor. Unter der Decke war eine Schiene angebracht, an der zehn große Haken hingen, wie die, welche die Metzger brauchen, um ihr Fleisch aufzuhängen. In einer Ecke stand eine Filmkamera. Scheinwerfer gaben ein grelles Licht wie in einem Keller. In diesem sonderbaren kleinen Zimmer befanden sich der Generalstaatsanwalt des Reiches, der Scharfrichter mit seinen beiden Gehilfen, zwei Filmoperateure und zwei Gefängniswärter. An der Wand stand ein kleiner Tisch mit einer Flasche Kognak und Gläsern für die Augen der Hinrichtung. Die zehn Verurteilten wurden hereingeführt; sie hatten nur ihren Sträflingsanzug an und trugen Handschellen. Sie wurden in eine Reihe gestellt. Grinsend und unter Witzen machte sich der Scharfrichter zu schaffen, er war in seinen Kreisen für seinen Humor bekannt. Auf ein Zeichen des Scharfrichters packten die beiden Gehilfen den alten Marschall von Witzleben, rissen ihm die Jacke vom Leib und legten um den Hals, hinter den Ohren, eine ganz kurze dünne Schnur. Die kurze Schnur ist eine raffiniert grausame Erfindung, denn sie bricht dem Verurteilten in dem Augenblick, wo er in die Tiefe stürzt, nicht die Wirbelsäule, sondern würgt ihn und läßt ihn eine ganze Zeitlang zappeln bevor er stirbt. Brutal schleppten sie den Greis unter die Schiene und hingen ihn am ersten Haken auf. Dann zogen sie ihm seine Hose aus. Nackt wie in Wurm hing er da und schlug um sich unter unerbittlichen Schmerzen. Aber er hat nicht geschrien, er hat nicht einmal gestöhnt. Ein dünner Faden Blut floß ihm aus dem rechten Nasenloch.“

Dieser Bericht über das Ende der Verschwörer vom 20. Juli 1944 stammt von einem der beiden Gefängniswärter. Warum ich ihn hier drucke? Damit er gelesen wird. Angenommen, meine Aufsätze kämen einmal gesammelt heraus, so steht er darin und ich habe das Meiste getan, um ihn vor der Vergessenheit zu bewahren. Ich wünsche festzuhalten, unter welchen Zeitgenossen ich lebte — damals, als Deutschland das Land der Henker war.

Der Bericht fährt fort: „Einer nach dem anderen, alle zehn, kamen dran. Alle zeigten den gleichen Mut. Das dauerte alles in allem fünf- und zwanzig Minuten. Der Scharfrichter grinste lässig und machte dauernd seine Witze. Die Filmkamera arbeitete ohne Unterbrechung. Denn Hitler wollte sehen und hören, wie seine Feinde starben. Am gleichen Abend, in der Reichskanzlei, konnte er sie auf der Leinwand betrachten — zehn nackte Männer, aufgereiht wie Fleischlumpen in einer Metzgerei. Das war sein eigener Einfall. Er hatte den Scharfrichter zu sich kommen lassen und persönlich die Einzelheiten der Prozedur festgelegt: Ich will, daß er erhängt werden, aufgehängt wie Schlachtleich, waren seine Worte.“

Noch heute kann man Leute, die in den Zeugnissen das Politische auslassen, sagen hören, den Führer, der es doch so gut gewollt habe, seien die Vorgänge im Land verborgen geblieben, sie kämen aufs Konto Himmlers. In Wahrheit war er der Vater aller Dinge; sein Geist unterwarf die Nation, sein Wille durchdrang alles.

Frägt man nach seinem Wesen, nach seinem

Eine erschreckende Frage taucht auf: ob wir diesen Wohlstand ertragen haben würden, ob der Mensch nicht Krieg führt, weil er den ewigen Frieden nicht aushält.

Nun, das ist ein müßiges Problem angesichts der Tatsache, daß wir die Armut so gründlich herbeigezwungen haben. Ein Achselzucken über unseren Unverstand gehört zu den Reaktionen, die sich einstellen, wenn man durch solche Wüsteneien fährt.

Die Nachricht, daß das Prachtstück der Heidelberger Bibliothek — die Manessische Liederhandschrift aus dem dreizehnten Jahrhundert, enthaltend 140 Lieder und 138 ganzseitige Bilder, seit 1888 wieder in deutschem Besitz — gestohlen sei, konnte berichtigt werden: sie überstand im Keller der Nürnberger Burg die Zeit der Gefahren.

Die Sixtinische Madonna, seit Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in Dresden, ist nun nach Moskau verzoogen. Habent sua fata — unter diesem Titel stellt vielleicht einmal einer die Abenteuer der Kunstwerke und die Schick-

sale der Gedenkstätten im Krieg zusammen. Wie viele bestehen nur noch im Photo, im Bild. Haben wir das Goethehaus verloren, so die Russen die Puschkin-, Tschaikowsky- und Tolstojmuseen.

Wir sind Barbaren, wir wollen Barbaren sein, es ist ein Ehrentitel, sagte Hitler. Der russische Ankläger in Nürnberg setzte diesen Ausspruch dem Bericht über die Verluste seines Landes an Kulturgütern voran. Jasnaya Poljana, Tolstois Gut, war zum Goethehaus der Russen geworden; deutsche Truppen heizten ihre Oefen mit seinen Manuskripten und Möbeln. Als der Hauswart bat, die Reliquien zu schonen, soll der Offizier erklärt haben: Wir werden alles verbrennen, was mit eurem Tolstoj zusammenhängt; das Anwesen ging danach in Flammen auf.

Vor 1933 und gewiß vor 1914 hätte ich geschworen, deutsches Militär begehe derartige Taten nicht. Wie rasch lernt eine Generation um, wenn man ihr erklärt, Barbarenzeit sei zurückgekehrt. Wie willig nimmt sie Parolen an, gleichgültig dagegen, was der Inhalt ist.

Sie hören es nicht gern, die lieben Leute; sie beklagen sich, man übertreibe und gebe keine Ruhe. Wir ändern aber, die aufrütteln, wir erfüllen eine Pflicht: um zu mahnen, um zu beleuchten, um die verwirrten Empfindungen zu ordnen, dazu sind wir da.

„Comédie Française 1946“

Gleich dem Staat erhält auch das Staatstheater der Comédie Française eine neue Konstitution. Am 27. Februar, nach mehr als halb-jährigen Beratungen einer Kommission, hat diese Strukturreform das Licht der Welt erblickt.

Das Grundgesetz der Comédie Française ist die „acte de société des comédiens français“ vom 27. Germinal des Jahres XII und ihr Verwaltungsregime wurde durch die Dekrete vom 12. Oktober 1812 geregelt, welche von Napoleon in Moskau unterzeichnet wurden. Eine Abänderung wurde am 27. April 1850 vorgenommen.

Eine der wesentlichsten Reformen besteht darin, daß in Zukunft die Comédie Française über zwei Bühnen verfügen soll. Die erste, im bisherigen Gebäude heißt „Scène Richelieu“. Auf dieser werden die Stücke des klassischen Repertoires gespielt, sowie jene der halbmodernen Autoren. Unter dieser Bezeichnung versteht man französische Autoren, deren Erstaufführung in Frankreich mindestens um 10 Jahre zurückliegen und fremde Autoren, die nicht mehr unter den Lebenden weilen.

Die zweite Bühne soll dem modernen Repertoire gewidmet sein bevor eine näher gelegene Bühne für diesen Zweck frei oder gebaut wird, ist das Odeon-Theater dazu ausersehen. Diese Reform allerdings kann sich erst im Sommer 1947 verwirklichen.

Was die Truppe der Comédie Française anbelangt, bekommt der Administrateur eine stärkere Position in allen Prüfungs- und Vollzugsorganen. Wie bekannt ist, besteht die Truppe selbst aus „sociétaires“, „pensionnaires“ und „élèves“.

Die „sociétaires“ sind die Privilegierten. Von den 30 „sociétaires“ dürfen nur noch ein Drittel Frauen sein. Sie haben, je nach dem Dienstalter, einen bestimmten Anteil an den Gewinnen der Gesellschaft. Bis jetzt wurde sie vom Minister ernannt, aber in Zukunft werden sie von der Generalversammlung gewählt werden.

Die „40 pensionnaires“ beziehen lediglich Gagen, während die 10 „élèves“ an Vormittagen ihre Studien am Konservatorium fortsetzen.

Die Verwaltung erlaubt den „sociétaires“ und den „pensionnaires“ eine Nebenbeschäftigung bei Kino und Radio, aber nur in der Sommersaison vom 15. Februar bis 15. September. Aber sie hat ein Interesse an der Sache. 50 bis 60 v. H. der Dreheinnahmen müssen der Gemeinschaftskasse eingeliefert werden.

Für die „sociétaires“ ist nach den neuen Bestimmungen der Austritt aus der Comédie Française nicht einfach und sehr kostspielig. Erst nach 15 Jahren Dienstzeit kann er austreten und auf anderen Pariser Bühnen spielen. Bei früherer Demission wird ihm ein Spielverbot von 10 Jahren auferlegt und es ist ihm untersagt, ein Theater zu leiten ebenso darf er später nicht erwähnen, daß er einmal der Comédie Française angehörte.

Die Bestimmungen dieses Dekrets werden bei den Schauspielern als „drakonisch“ bezeichnet. Schon verschiedene Demissionen wurden angemeldet. Was würden ein Monnet Sully, Lucien Guilty, eine Sarah Bernhardt oder eine Rejane dazu sagen? Und selbst der gute Molière?

Meines Vaters Taschenuhr / Erzählung von Max Rieple

Seitdem unser alter Bernhardiner, der manches Jahr hindurch der Begleiter meines Vaters auf allen Spaziergängen war, eines Morgens tot auf seinem Lager ruhte, fühlten wir es alsbald, daß der Herr seinen getreuen Hund nicht lange

scheint mir heute wie ein Teil von dem Wesen meines Vaters. Ich sehe noch jene eigentümliche Handbewegung, mit der er diese Uhr aus der Westentasche holte, und ich glaube noch das Geräusch zu hören, das nach dem Öffnen

gehen das Politische auslassen, sagen hören, dem Führer, der es doch so gut gewollt habe, seien die Vorgänge im Land verborgen geblieben, sie kämen auf Konto Himmlers. In Wahrheit war er der Vater aller Dinge; sein Geist unterwarf die Nation, sein Wille durchdrang alles.

Frägt man nach seinem Wesen, nach seiner Natur, so gibt es nur eine Antwort: er besaß weder ein Bedürfnis nach Bildung noch geistige Interessen. Es war ein Geruch von Transtiefel und Kaserne um diese demagogische Erscheinung — fern jede seelische Aura. Den Charakter bestimmten Herrschsucht und Rachsucht, Grausamkeit und Kälte.

Daß ein Machthaber Gegner, die ihn zu beseitigen suchen, dem Henker übergibt, es bleibt in Gottes Namen begreiflich. Aber daß er den Akt der Hinrichtung aufnehmen läßt, um sein Gemüt am Abend daran zu weiden, das ist ein Einfall, den Nero gehabt haben könnte, hätte es schon Kamera und Jupiterlampe gegeben.

Die Vorunterredung mit dem Henker; die künstliche Verlängerung der Qualen; die der Hosen entblößten und zuckenden Körper an Fleischerhaken; die Großaufnahme im engsten Raum, der die Distanz und damit selbst die letzte Würde aufhebt — ergibt Goyaszenen sexuell gefärbt.

Ein Entwurzelter und Gescheiterter, im Grunde ein Schwächling, ein unmännlicher Histrion, füllte sich mit Blutrünst und Sadismus, als die Nation in wüsten Träumen lag und den Incubus erduldet.

Eine Reise nach Mainz führte mich zum ersten Mal nach der Katastrophe aus Baden-Baden heraus. Auf dem Hinweg sah ich, bevor es dunkel wurde, die Verwüstungen in Rastatt, Karlsruhe, Mannheim; auf dem Heimweg die in Worms, Frankenthal, Ludwigshafen und am Rand des Gebirges in Büchenau und Weingarten; dazwischen die von Mainz selbst.

Die schlimmsten sind nun gerade ein Jahr alt — der Schutt ist derselbe, und die Vorstellungskraft braucht sich nur die Flammen, den Feuerwind, die Panik hinzuzudenken. Man gelangt zu einem Anschauungsunterricht, der Seinesgleichen nicht hat. In Mainz und Worms ist um die Dome tabula rasa; in Mainz sind Zentrum, Geschäftsstraßen und die Paläste der erzbischöflichen Zeit dahin.

Zwei Empfindungen mischen sich: war ein solcher Grad der Vernichtung geboten, und: was hat diese arme, verirrte Nation auf sich beschworen? Das wilde Heer in den Lüften, wir zogen es herbei. Die Sprengung der Rheinbrücken, der Unter- und Ueberführungen an der Reichsautobahn allein legt die Frage nahe, wie der Wille zum Krieg durch den, nie mehr Krieg zu führen, sich ersetzen lasse.

Ein Problem so schwer wie die Entfernung des Schuttes mag die Hinwegräumung der alten Anschauungen sein. Während man von einer Stätte des Unterganges zur nächsten rollt und mit Apokalypsegefühlen auf dem Schauplatz des Jüngsten Gerichtes zu weilen glaubt, denkt man über das Unglück nach, das ein falscher Staatsbegriff erzeugen kann.

Mit dem Mitleid ist es nicht getan, es versteht sich von selbst. Der Mensch in Person trägt Verantwortung für das, was ihm als Gemeinschaftswesen geschieht. Zu den Schicksalsschlägen, die durch die Elemente, die Seuchen, die außermenschlichen Kräfte herbeigeführt werden, treten die zusätzlichen die vermeidbar wären, wenn wir unseren Willen anriefen. Es gibt Dämonien und Dämonien.

Man braucht nur einmal zu überlegen, wie Deutschland sich heute darböte, falls die beiden Weltkriege nicht stattgefunden hätten. Es ist nicht auszusinnen, in welchem Reichtum wir leben könnten — nicht, was uns an Leid, an Jammer, an Verlusten erspart geblieben wäre.

Meines Vaters Taschenuhr / Erzählung von Max Rieple

Seitdem unser alter Bernhardiner, der manches Jahr hindurch der Begleiter meines Vaters auf allen Spaziergängen war, eines Morgens tot auf seinem Lager ruhte, fühlten wir es alsbald, daß der Herr seinen getreuen Hund nicht lange überleben würde. Es schien, als ob etwas im Lebensrhythmus meines Vaters in Unordnung geraten wäre, jenes Mannes, der seinen Tag nach dem Zifferblatt eingeteilt hatte, und der mit dem Glockenschlag sieben vor der täglichen Arbeit seinen Spaziergang begann, nicht ohne vorher seine Taschenuhr hervorzuholen, um genauestens die Zeit zu vergleichen. Bis ins hohe Alter hinein hatte mein Vater es so gehalten.

Doch jetzt, seit dem Tode des Hundes hielt er nicht mehr an seinem üblichen Stadtrundgang fest. Ohne seinen „Freund“, wie er oft den Bernhardiner nannte, wollte er nicht mehr den gewohnten Weg gehen: Erst die Straße hinunter bis zum Wasser, dann ein Stück an dem trüg fließenden Bach entlang, um schließlich durch die von alten Kastanien beschattete Haldenstraße nach genau 20 Minuten den Rückweg anzutreten.

Jetzt, da ich wieder einmal die Uhr meines Vaters hervor holte, fällt mir das alles ein, so, als sei es gestern gewesen. Ich höre noch das Aufklopfen des eisenbeschlagenen Stockes auf dem Straßenpflaster und den vertrauten Schritt, wie er leiser und leiser werdend sich in der Ferne verlor. Diese Uhr, das runde blanke Stück Silber mit der abgegriffenen Ziselierung,

scheint mir heute wie ein Teil von dem Wesen meines Vaters. Ich sehe noch jene eigentümliche Handbewegung, mit der er diese Uhr aus der Westentasche holte, und ich glaube noch das Geräusch zu hören, das wach wurde, wenn mein Vater vor dem zu Bettgehen das Uhrwerk aufzog, wobei er die Umdrehungen des Schlüssel's leise mitzählte. Dann wurde die Uhr an ein kleines Gestell auf dem Nachttisch gehängt. Alle diese Handgriffe hatten etwas von einem strengen Ritus, wiederholten sie sich doch stets in derselben Form und Reihenfolge.

War es deshalb ein Wunder, daß diese Uhr in dem Augenblick stehen blieb, als ihr Besitzer die Augen für immer schloß? Auch heute noch weisen die Zeiger auf die Minute, in der der Tod eintrat. Ich ließ diese Zeitangabe als ein Erinnerungsmal auf dem klaren Zifferblatt der Uhr stehen. Ehrfürchtige Scheu verbot es mir, die Uhr wieder aufzuziehen, nachdem sie ihre unlösliche Verbundenheit mit dem Besitzer so offensichtlich dargetan hatte. Sie hatte bis zur letzten Minute bei dem Sterbenden einst gewacht. Deutlich sehe ich sie noch auf dem Nachttisch im Sterbezimmer meines Vaters hängen und weiß auch noch, wie träge die Zeiger hinzuschleichen schienen in jenen langen, bange Stunden, da wir um das Bett standen, so, als könnten wir das Leben, das hier seinem Ende zuzug, festhalten.

Still war es in dem Raum. So still, daß man

Schöpfermacht im Kleinsten / Vortrag von Prof. Karl Meid

Innerhalb der Vortragsreihe der katholischen Arbeitsgemeinschaft sprach Prof. Karl Meid über Atomenergie. Der Redner ging davon aus, daß atomistische Vorstellungen vor der Kenntnis der Grundlagen der Chemie, und unabhängig von ihr, schon in der Antike vorhanden waren. Die griechischen Philosophen Leukippos und Demokrit (etwa 500 v. Chr.) leiteten bereits alles Geschehen aus der Mechanik der Atome ab. Dann kam ein fast 17/tausendjähriger Stillstand. Der französische Philosoph und Physiker Pierre Gassendi erweckte im 17. Jahrhundert die Atomistik zu neuem Leben. Er hatte bereits ganz moderne Anschauungen und sprach sogar von der Vereinigung mehrerer Atome zu einem Molekül.

Prof. Meid legte zunächst den Begriff fest. Unter Atom (griech. unteilbar) versteht man den kleinsten Teil der chemischen Grundstoffe, der naturgemäß früher als nicht mehr zerlegbar angesehen wurde. Nach dem jetzigen Stand der Wissenschaft bestehen die Atome aus dem sog. Atomkern mit positiver elektrischer Ladung, um den negativen Elektronen kreisen, wie Planeten um die Gestirne: ein Kosmos en miniature. — 1913 erhielt die Physik einen völlig neuen Impuls durch den damals erst 28jährigen Dänen Niels Bohr, der um diese Zeit mit seinen Forschungsergebnissen über den Bau der Atome Aufsehen erregte. Bohr knüpfte an den englischen Atomforscher Rutherford, der aus dem Experiment heraus das Bild des Atombaus entworfen und schon 1911 an der Atomzertrümmerung gearbeitet hatte, an. Diese Zertrümmerung, also die künstliche Umwandlung des Atoms geschieht durch Bombardement von Elementen mit den sog. Alpha-Strahlen. Aber das von Rutherford entworfene Atombild reichte für die Forschung nicht aus.

In den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde das Elektron entdeckt. Die beiden Bausteine der Atome sind nämlich das Elektron, als kleinste Einheit der negativen, und das Proton als kleinstes Teilchen der positiven Elektrizität. Durch die Kenntnis des Elektrons konnte die

positive Atomforschung einsetzen. Rutherford fand dann den positiv geladenen Atomkern. Trotz allem war das ungelöste Rätsel die Energieverteilung. Sie wurde erst durch die Quantentheorie Max Plancks durchsichtig. Bohrschuf gewissermaßen eine Synthese beider Ansichten, eine neue Quantentheorie, die das Hinwegnehmen des letzten Schleiers ermöglichte.

Die Arbeiten der drei Nobelpreisträger Rutherford, Bohr und Plank hatte dann Otto Hahn in Verbindung mit seinem Mitarbeiter Straßmann (beide am Kaiser-Wilhelm-Institut für Chemie in Dahlem) vollendet. Otto Hahn gelang die Uranspaltung. Damit trat die Physik abermals in ein neues und ganz entscheidendes Stadium ein. Auch Hahn wurde Nobelpreisträger, konnte die Auszeichnung aber nicht annehmen, weil ihn Hitlers Verbot, das in einer seiner Reden bekannt gegeben wurde, daran hinderte. Nachdem Schweden Prof. Hahn nunmehr offiziell orientiert hat, ist er der erste deutsche Nobelpreisträger seit dem Sturz des Regimes.

Ohne die Plancksche Quantentheorie (der Gelehrte ist heute 83 Jahre alt) und ohne die Arbeiten von Otto Hahn, die beide nur für Friedenszwecke arbeiteten, wäre die Atomforschung nie das geworden, was sie heute ist. Deshalb bedauerte der Redner, daß die deutsche Forschung nunmehr auf die Weiterarbeit verzichten muß. Was die Einschaltung der Atomenergie für Friedenszwecke bedeutet, das wies der Redner an verschiedenen Beispielen nach. Ein Gramm Uran hat die Energiespannung, die ein riesiger Kran leisten würde, wenn er 1 Million Tonnen 10 m über den Boden heben würde. Es schafft eine Leistung, wie sie von 1260 Pferden, die ein Jahr lang, 3000 Arbeitsstunden gerechnet, tätig sind, hervorgebracht würde. Dieselbe Energiemasse würde reichen, einen 6-Tonnenlastwagen ca. 16 Jahre lang in Fahrt zu halten.

Am Schluß der Ausführungen beschäftigte sich der Redner auch mit der neuesten amerikanischen Forschung. —

Das, was Prof. Meid gab, ging weit über das hinaus, was man unter einem Vortrag versteht.